

DIE UNGARISCHE RASSE

VON GYULA ILLYÉS

Vor den Ungarn konnte kein einziges Volk auf dem Gebiet des heutigen Ungarn Fuß fassen. Es war dies ein gefährlicher Boden, wie eine Wegkreuzung: die Völker zogen auf und nieder, stießen zusammen, kämpften und vertrieben einander.

Selten schuf sich in der Geschichte ein Volk in so kurzer Zeit eine Heimat, wie die Ungarn, dazu auf so gefährlichem Boden. Wie erklärt sich dies?

Die Antwort darf wohl lauten: durch die ungemein glückliche volkliche Zusammensetzung des Ungartums. Beide Völker, aus denen einst das Ungartum hervorging, bewahrten ihre Grundeigenschaften. Árpáds Stamm, den Hunnen verwandt, kämpfte so hart, wie damals kein anderes Volk mehr in Europa, eroberte das Land schnell, und befriedete die Unterworfenen. Das neue Volk war Soldat und Kolonisor zugleich.

Indessen besaßen die mit den Hunnen verwandten Völker nicht nur Mut und Organisationsfähigkeit, sondern bekundeten den besiegten Völkern gegenüber auch in hohem Maße Duldsamkeit. Weder die Hunnen, noch die Awaren, ja selbst die späteren Türken griffen in die Sitten, die Religion oder auch nur in die Arbeit der unterworfenen Völker ein. Ebenso verhielten sich auch die Mannen Árpáds. Sie vertrieben die Besiegten nicht, und wollten diese auch nicht gegen ihren Willen mit den Siegern verschmelzen. Dies aber führte dazu, daß sie doch freiwillig im Führervolk aufgingen.

Durch diese einverleibten Völker erhielt das Ungartum einen bedeutenden Zuwachs. Und als sich die Kunde von der dauernden neuen Heimat allmählich verbreitete, kamen auch vom Osten her kleinere oder größere Volksgruppen, die mit dem Stamm Árpáds mehr oder weniger verwandt waren: Kumanen, Jazygen, Petschenegen. Später zogen auch vom Westen her Ansiedler heran. Nun konnten sie bereits kommen, da sie das Ungartum durch ihr Blut nicht mehr schwächten, sondern eher kräftigten. Das Ungartum war damals eben schon ein einheitliches, starkes Volk, und sein Land ein Staat, der auf sicheren Grundlagen ruhte. Dieses Land stand jedem offen, der seine Sitten annahm, mit Herz und Seele Ungar wurde, d. h. Sprache und Gedankenwelt der Ungarn sich zu eigen machte.

*

Jede Sprache hat zur Bezeichnung rassischer Unterschiede besondere Wörter und Begriffe. Nach der ungarischen Sprache bildet die ganze Menschheit ein Geschlecht, in dem es dann mit mannigfachen Übergängen verschiedene Rassen: Weiße, Gelbe, Rote, Schwarze gibt. In jeder dieser

gibt es weitere rassische Versonderungen, die indessen noch schwieriger genau zu bestimmen sind. In Europa leben Germanen, Alpenländer, Mediterraener, Dinarier, Vorderasiaten und außerdem noch zwei Rassen, mit denen die Gelehrten bisher eigentlich nicht viel anfangen konnten.

Die Angehörigen der einen dieser sind aschblond, mittelgroß, rundschädlig; wir können sie Ostbalten oder Ugrier nennen. Zu dieser Rasse gehören größtenteils die finnischen Völker. Auch die Angehörigen der anderen dieser Rassen sind mittelgroß, mit rundem Schädel, aber die Haarfarbe ist lichtbraun, bezw. »weder blond, noch braun«. Diese Rasse nennen wir die turanische, doch könnte man sie ebenso als ungarische bezeichnen, da sie nur in Ungarn zu finden ist.

Es gibt wohl kein äußeres Kennzeichen im Körperbau, das untrüglich auf den Franzosen, Engländer oder Ungarn weisen würde. Immerhin stellen wir uns, wenn wir an den Deutschen, Russen oder Italiener denken, eine Gestalt aus Fleisch und Blut, einen Italiener oder Russen als Typus vor. Gewiß begegneten wir bereits auch Deutschen mit schwarzem Haar, und dennoch stellen wir uns die Deutschen im allgemeinen blond vor. Über jedes Volk lebt in uns ein solches Bild, da es in jedem eine Gruppe gibt, die wir — mit Recht oder Unrecht — für das betreffende Volk als besonders kennzeichnend halten und sie von den anderen Volksteilen absondern. Gewiß ist ein einzelner Deutscher und Ungar dem Äußeren nach zu verwechseln, allein wer würde es darum leugnen, daß es zwischen dem Deutschtum und Ungartum einen Unterschied gibt?

Auch das Ungartum vereinigt in sich mehrere Rassen, da es ein Mischvolk ist, wenn auch nicht in dem Masse, wie die Völker des Westens. Denn wohl ging es schon in der Urzeit aus der Vereinigung zweier Völker hervor, doch waren diese einander nahe verwandt. Wie mochte wohl das Äußere der landnehmenden Ungarn sein?

Der deutsche Bischof Otto von Freising schilderte sie um das Jahr 1100 wie folgt: »Ihr Aussehen ist kriegerisch, sie haben tiefliegende Augen, sind von niederem Wuchs, ihr Gebaren ist wild und ihre Sprache barbarisch, so daß man entweder das Schicksal anklagen, oder die göttliche Geduld bewundern muß, die diesen Unholden die Besitznahme eines solchen Landes zuließ. Offenbar fand somit der Bischof an den landnehmenden Ungarn kein besonderes Gefallen.

Allein die Wissenschaft gab ihm nicht recht. Unter den Knochengerüsten, die in den ungarischen Gräbern von damals gefunden wurden, weisen manche auf hohe Gestalten. Nach den Quellen waren auch sämtliche Mitglieder des Árpádenhauses vom hohem Wuchs.

Wie ist nun die ungarische Rasse beschaffen? Wodurch unterscheidet sie sich von anderen Rassen? Denn Rasse können wir nur eine Volksgruppe nennen, die sich von allen anderen unterscheidet, von der es nur eine einzige gibt. Gibt es nun im Ungartum eine solche Volksgruppe? Die Gelehrten beantworten diese Frage mit einem Ja.

Was sie sagen, kennen im wesentlichen bereits auch wir: ungefähr jeder vierte Ungar ist 166 cm hoch, der Kopf rundlich, die Stirne hoch und gewölbt, das Gesicht braunrot und breit, Mund und Ohren verhältnismässig klein, die Augen lebhaft und etwas schiefgeschnitten. Die Wissenschaft nennt diesen Menschenschlag die turanische oder Alföld-Rasse;

der verdiente ungarische Rassenforscher Prof. Bartucz schildert sie wie folgt: »Die Züge sind eher weich als scharf, aber doch markant, vor allem sehr lebhaft; das Gesicht hat meistens einen eigenartig klaren, gewinnenden Ausdruck, wie dies von sämtlichen ausländischen Beobachtern hervorgehoben wird.« Offenbar hat sich somit das Aussehen der Ungarn seit dem Bischof von Freising erheblich gebessert.

Diese ungarische Rasse ist freilich nicht nur auf dem Alföld zu finden. Auch der in Transdanubien gebürtige Staatsmann Franz Deák, oder die Dichter Daniel Berzsenyi und Michael Vörösmarty gehörten diesem Menschenschlag an, dessen schönster Vertreter der aus Siebenbürgen stammende Fürst Franz Rákóczi ist.

*

Wie aber steht es um die anderen, blonden, hochgewachsenen Ungarn? Auch diese gehören zum Ungartum, wie wir dies im Folgenden mit Hilfe der Wissenschaft nachweisen wollen.

Die Wissenschaft zeigt, daß fünfundzwanzig Ungarn von hundert Angehörige der turanischen Rasse sind, weitere zwanzig von hundert erinnern an die ostbaltische Rasse, wahrscheinlich die einstigen Waldbewohner; noch weitere zwanzig — besonders unter den Großkumanen und Jazygen — weisen dinarische Züge auf, während schließlich fünfzehn Prozent der östlichen oder der alpenländischen Rasse angehören. Der mongolische und der armenische Taurid-Typus ist nur mehr mit je fünf von hundert vertreten. Zahlenmässig am geringsten — nur vier von hundert — begegnen wir der teuto-nordischen Rasse, was umso bemerkenswerter ist, als das Ungartum mit dem Deutschtum unmittelbar benachbart ist. Die mediterrane Rasse ist nur mehr mit eins zu zweihundert vertreten.

Dies wären somit die Bestände, auf die sich das ungarische Volk teilen würde, wenn man es überhaupt auf diese Weise analysieren könnte.

Indessen ist dies schon darum unmöglich, weil wir alle diese rassischen Merkmale in unserem Blute tragen; sie haben sich nicht nur im Lande vermischt, sondern auch in uns selbst. Der Sohn des braunhaarigen, turanischen Vaters kann blond sein, dessen Sohn wieder, — weiß Gott auf welchen Ahnen zurückgehend, — mongolisch. Und die Kinder übernehmen von dem einen Ahnen vielleicht nur Gesichtszüge, während Wuchs und Körperbau den Gesetzen einer anderen Rasse folgen. Es gibt somit genügend Auswahl; wir dürfen uns darüber freuen, da wir uns selbst wenigstens nicht langweilig werden. Dies ist im Großen und Ganzen die Lehre, die wir aus den körperlichen Merkmalen unserer Rasse ziehen können.

Denn die Einheit eines Volkes, die wirkliche Rasse liegt eben nicht in solchen Äußerlichkeiten. Stets gab und gibt es Ungarn, auch unter den Größten, die selbst keinen ungarischen Namen hatten. Was hätte wohl Alexander Petöfi dazu gesagt, wenn jemand sein Ungartum oder seine ungarische Abstammung bezweifelt hätte, nur weil sein Vater Petrovics hieß?

Er war gewiß ungarischer Abstammung. Denn ein Volk wird nicht durch körperliche Ähnlichkeit, sondern durch gemeinsame Vergangenheit,

gemeinsame Sorgen, gemeinsames Land vereinigt, und von Völkern mit anderer Vergangenheit und Gegenwart getrennt.

Ungar ist, dessen Sprache und Gedankenwelt ungarisch ist. Man kann keinen anderen Prüfstein dafür finden, wen wir in der Tat für einen Ungarn halten müssen. Dies ist gewiß keine leichte Prüfung — viel schwerer, als die der körperlichen Merkmale einer Rasse, denn hier muß die Seele erschlossen werden. Und was noch schwieriger ist: die Seele muß untersucht werden.

*

Denn ist es überhaupt möglich, festzustellen, zu welcher Rasse jemand gehört, und ob er überhaupt einer Rasse angehört, so ist vor allem die seelische Haltung entscheidend. Welcher Rasse ein Volk angehört, zeigt sich gleichfalls im Geist und in den Sitten. Auch dafür gibt es Erkennungszeichen.

Nach den Gelehrten sind wir Ungarn in der neuen Heimat seit der Landnahme auch körperlich etwa vier bis fünf Zentimeter gewachsen und zwar Männer und Frauen in gleicher Weise, da der Unterschied zwischen ihnen derselbe blieb.

Das Entscheidende aber ist, daß wir in der neuen Heimat auch seelisch größer, zum richtigen Volk wurden.

Welcher Rasse ein Volk angehört, zeigt sich stets in seiner Haltung. Gewiß wäre es die reizvollste Aufgabe der Rassenkunde, die Haltung zu untersuchen, die ein Volk Jahrhunderte hindurch, fast gesetzmässig bekundet. Es gibt mutige und feige, höfliche und grobe, unduldsame und geduldige, unterwürfige und freiheitliebende Völker, ebenso wie unter den Einzelmenschen. Und diese Eigenschaften treten nicht nur in grossen geschichtlichen Augenblicken hervor, sondern auch in den einfachsten Dingen, in der Art, wie ein Volk singt, liebt, oder dem Tode in die Augen blickt. Diese Züge bildeten sich im Laufe eines Zusammenlebens von Jahrhunderten, unter dem Einfluß gemeinsamer Lebensbedingungen und der gemeinsamen Umwelt aus. Gewiß erhielt auch der ungarische Charakter erst in der heutigen Heimat seine besondere Eigenart. Aber auch hier übernehmen wir manches Erbe, auch unser Geist nährt sich aus zwei Wurzeln: aus dem Westen und dem Osten. Oft ahnen wir gar nicht, was alles noch in unserer Vorstellungswelt im Gehör, in Bewegungen von all dem lebt und webt, was sich einst die Ahnen auf den asiatischen Steppen angeeignet hatten.

*

Vor einigen Jahren war ich bei einem Freund zu Gaste. Nach dem Abendessen spielte mein Freund, ein hervorragender Musiker, auf dem Klavier. Es waren alte ungarische Volkslieder, hie und da etwas anders, als ich die Melodie kannte. Dennoch hörte ich gerne zu und summt leise den Text dazu:

*Mein Hut schwimmt in der Theiß,
Mein Pelz ist des Richters Pfand...*

— Nicht so, — sagte mein Freund — das Lied hat einen anderen Text.

- Wie lautet er? Ich will ihn gerne lernen.
- Das wird aber ein wenig schwer gehen.

*Puro tanyet voglenet gen
Sümet kelet möldeldes...*

— Wenigstens singen es die Tscheremissen so — fügte er hinzu —
— So kennen auch sie dieses Lied? Wie kam es zu ihnen?
— Du solltest eher fragen, wie es zu uns kam? Ja, wir brachten es noch damals mit, als wir in die neue Heimat zogen. Als wir noch mit ihnen und den anderen verwandten Völkern zusammen lebten.

— Und seitdem haben wir es bewahrt?

Mein Freund antwortete nicht. Er zwinkerte mir heiter zu und spielt weiter, das Lied:

*László Fehér stahl ein Pferd
Unter dem schwarzen Hügel...*

— Auch das ist von dort? — fragte ich fast erschrocken. Es war mein Lieblingslied, das ich seit meiner Kindheit kannte. Mein Freund sang es nun mit dem Text der Tscheremissen:

*Szöm hamar taj la parancuz
Szörgölden bece csabcsaldad...*

— Mach keinen Spaß! Ist auch das von den Tscheremissen?
— Willst Du ein ostjakisches, oder mongolisches Lied? Oder ein nogoj-tatarisches?

*Iranbahün daniuszten
Szabéjeli ikimüsztün...*

Er sang es auf die bekannte Melodie:

*Kenderes ist rundherum umzäunt,
Mit Weinreben bepflanzt...*

Es war geradezu gespentisch. Er aber lächelte nur, und sang ein Lied nach dem anderen, die ich für ungarisch hielt. Ich wunderte mich immer mehr, und trat an das Klavier.

— Die Melodie ist dieselbe, — sagte ich — aber haben auch die Texte Ähnlichkeit?

— Dies ist nicht wichtig. Kommt es doch vor, daß auf dieselbe Melodie oft in einem Dorf verschiedene Texte gesungen werden. Doch gibt es Lieder, die auch im Text den unseren gleichen, wie ein Liebeslied der Tscheremissen. Großes und Tiefes liegt hier verborgen, mein Freund.

Die Grundlagen der Geistigkeit eines Volkes liegen in diesen Dingen verborgen. Sie bestimmen unsere Haltung und die Urtriebe unseres Wesens. Da wir bei den Liedern sind, möchte ich noch einen anderen Fall erzählen. Früher, als ich in Arcachon war, hatten wir mit meinen französischen Studentenfreunden einmal einen heiteren Abend, wo noch mehr als der Wein die jugendliche Freiheit und Freundschaft die gute Stimmung gab. Wir sangen eine Weile gemeinsam, dann, als sich die Stimmung erhöhte, sang jeder für sich, was ihm eben einfiel — ich selbst ein ungarisches Lied. Ein Franzose wandte sich plötzlich an mich:

— Warum hältst du deinen Kopf?

— Ich, meinen Kopf?

— Oder deinen Nacken. Du hast ja die Hand noch immer dort. Hast du Schmerzen?

Nun bemerkte ich erst, daß ich meine linke Hand wirklich am Nacken hielt.

— Und warum hältst du deinen anderen Arm in die Luft? Warum drohst du denn dem unschuldigen Mond?

Auch dies war richtig. Mein erhobener Zeigefinger bewegte sich stets, wie bei einem scheltenden Lehrer. Ich wurde verwirrt.

— Bei uns ist dies so Sitte, — sagte ich — es gehört zum Singen.

— Geht es anders nicht? Muß man unbedingt jemandem drohen?

— Nein, es ging nicht anders. Ich versuchte es, so zu singen, wie sie, mit gekreuzten Armen. Aber es sagte mir nicht zu, ich konnte nicht einmal richtig anfangen. Zuerst dachte ich, daß es nur mir so ergehe. Als ich dann nach Ungarn zurückkehrte, ging ich in die Dorfschenke. Es war Sonntag, die Hirten sassen dort und wollten eben in Wein und Lied Trost suchen. Nach dem dritten Glas erhoben sich die Zeigefinger wie auf Befehl und begannen, zuerst das Glas, dann den Deckenbalken zu belehren. Da wußte ich bereits, daß nun ein Lied kommt. Gott weiß, wem die Ungarn drohen, wenn sich ihre Seele im Gesang löst. Dem Schicksal, oder einer bösen, überirdischen Macht?

Ein anderes Beispiel. Als ich einmal, gleichfalls in Frankreich, mit meinen Freunden einen Ausflug machte, goß ich vor dem Trinken einen Schluck mechanisch auf den Boden, wie ich es von meinem Vater auf dem Felde sah. Freilich hatte ich keinen Krug, sondern eine Thermoflasche, in der Limonade war.

— Warum machst du denn das?

— Da wußte ich schon, warum, oder richtiger, warum man es in alten Zeiten so machte: die heidnischen Ungarn huldigten auf diese Weise dem Gott der Erde. Aber ich wunderte mich, daß die Gebärden der ungarischen Wesensart so unausrottbar in mir, in meinem Arm, in meinen Muskeln blieben. Später beobachteten wir uns, ungarische und französische Studenten, gegenseitig; wenn die Franzosen über etwas Unangenehmes nachdachten, strichen sie sich das Kinn. Die Ungarn kniffen die Augen, und blickten starr in die Ferne, als ob sie den Feind oder eine Hilfe erspähen wollten, wie einst ihre Reiterahnen in der Steppe. Dies bemerkten wir besonders an einem unserer Kameraden, der Dux hieß und keinen einzigen Tropfen ungarisches Blut in den Adern hatte, der aber in ungarischer, siebenbürgischer Umwelt aufwuchs.

Immer wieder gab es solche kleine Kennzeichen. In Paris, im Quartier Latin blieben wir an der verkehrreichsten Straßenecke stehen und beobachteten die Passanten, von denen dort jeder zweite ein Ausländer ist. Schließlich konnten wir schon von weitem, am Gang den Ungarn erkennen, den, der seine Jugend, die Zeit inneren Wachstums auf ungarischem Boden verlebte, den die ungarische Sonne, der Wind, der Weizen und der Schmerz so gestaltete, wie uns. Es war unschwer, einander zu erkennen.

Jedes Volk hat solche kennzeichnende Züge, Sitten, die es nie vergißt, die es sich offenbar noch in der Urzeit, in den Kinderjahren der Völker aneignete. Sie verraten die Herkunft und Verwandtschaft eines Volkes vielleicht noch mehr, als die sprachlichen Bestände. Sie erhellen aber auch die tieferen Schichten der Volksseele. Jeder von uns kennt das Märchen von dem Schloß, daß sich auf dem Entenfuß dreht. Allein wer von den Märchenerzählern weiß, daß der geheimnisvolle Entenfuß der Zeltpflock der alten Ungarn ist? Die verwandten Ostjaken schnitzen ihren Zeltpflock auch heute noch so, daß er oben eine Wildente, unten einen langgestreckten Entenfuß darstellt. Da unsere Ahnen sich den Himmel als ein Zelt vorstellten, in dem die Sterne Löcher waren, soll das Schloß, das sich auf dem Entenfuß dreht, nach altungarischem Glauben das Feenheim sein. Dazu die Hexe mit der eisernen Nase! Wahrscheinlich verfertigten die heidnischen Ungarn die Nase eines Götzenbildes aus Eisen, damit sie nicht abbricht, wenn das Fleischopfer an den Mund des Götzen gehalten wurde. Die Wogulen machen es auch heute noch so. So bewahrt das Volk in Märchen, Aberglauben, Sitten die Herkunft seiner Geistigkeit.

Auch im Geschmack, in der Kleidung, ja selbst in Speisen wird Uraltes bewahrt. Den Gulyás brachten wir ebenso vom Osten mit, wie die weiten Hosen, oder die langsame, bedächtige Redensart, die Liebe zu den Pferden, das Erntefest, oder den Aberglauben, daß die Neugeborenen von den Augen böser Menschen Schaden leiden können. In vielen Ortschaften wird neben die Toten noch heute ein Stück Eisen; meist ein Hufeisen gelegt; einst wurde auch ihr Pferd mit ihnen begraben.

Es gibt eine ganze Reihe solcher Sitten und Bräuche, die ein Volk in eine Einheit zusammenfassen und von einem anderen unterscheiden. Diese unfaßbaren seelischen Bande fühlen wir eigentlich erst, wenn sie uns fehlen, wenn wir ins Ausland kommen, oder in einer anderen Umwelt, wo wir uns — weiß Gott, warum — stets fremd fühlen. Wenn wir Heimweh haben, so sehnen wir uns eigentlich nach diesen Kleinigkeiten; daher wird es uns warm ums Herz, wenn wir in der Fremde einem Ungarn begegnen; da zeigt sich dann die Verbrüderung. Denn diese Züge erbt jeder von dem Volk, in dem er erzogen wurde.

Allein wir besitzen auch ein bedeutsameres Erbe.

Ich könnte es mit einem Wort nennen, und doch ergreift mich nun ein Gefühl, als wollte ich schon von weitem einen lieben Bekannten begrüßen. Dieses Wort lautet: Freiheit.